

verzeichnis und eine umfangreiche Bibliographie bietet. Zitate und Begriffserklärungen machen es gerade auch dem uneingeweihten Leser möglich, die Tiefe der Person George Taboris Schritt für Schritt auszuloten.

Michael Ney, Dohren

Berichte

Gespräche über den Einen und Dreifaltigen Gott

Bericht über die Tagung „Gott in Beziehung“ (Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen gem. mit dem Freiburger Rundbrief, Nettetel, 31. Juli bis 5. August 2003).

„Der Eine Gott und Herr der Welt und der Menschen ist kein sich selbst personal austauschender Gott. Er ist vielmehr der von grenzenloser Liebe und Fürsorge geprägte alleinige Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher. Er hat keinen Namen, sondern Er selbst ist der Name. So jüdische Glaubensüberzeugungen.

Der Drei-Eine Gott des Christentums wird demgegenüber als sich mit sich selbst und mit den Geschöpfen austauschender Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher gedeutet. Die erlösende Christusperson hat Ihn in seiner Einheit und vielfältigen Tätigkeit repräsentiert“ (Clemens Thoma).

Grundlage dieser christlich-jüdischen Tagung war die einmalige Aussage in „Dabru Emet“ von ca. 170 jüdischen Gelehrten: *„Juden und Christen beten den gleichen Gott an.“*¹ Damit wurden Christen ausdrücklich als Monotheisten bezeichnet. Verdeutlichend wurde hinzugefügt: „Vor dem Aufstieg des Christentums waren es allein die Juden, die den Gott Israels anbeteten. Aber auch Christen beten den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Schöpfer von Himmel und Erde an.“ Zwar sei der christliche Gottesdienst (wegen der Verehrung Christi als gott-menschliche Person) für Juden keine annehmbare Alternative, dennoch seien durch das Christentum „Abermillionen von Menschen [...] in eine Beziehung zum Gott Israels getreten“.

1) „Dabru Emet – Redet Wahrheit“ (Sach 8,16), Eine jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum, September 2000, FrRu NF 8(2001)114–117. Vgl. auch S. 2–9 i. d. H.

Der Judaist *Clemens Thoma* beleuchtete als Hauptreferent in seinen Vorträgen das exklusive Verständnis des jüdischen Eingottglaubens. Anhand von Targumtexten führte er in die Deutung der biblischen Darstellung der göttlichen Erschaffung der Welt ein. Spannend – und für viele Teilnehmer ein vielfach unbekanntes Thema – waren die Exkurse zu jüdisch-mystischen Texten über Schöpfung und Erlösung, über die „Heiligung“ Israels und die „Heilung“ der Welt und der gesamten Menschheit (*tikkun ha olam*). Christliche Parallelen und Anknüpfungspunkte sollten den Eingottglauben aus jüdisch-christlicher Sicht deuten. Zwei Vorträge befaßten sich mit der „Geschichte antidualistischer und antitrinitarischer jüdischer Aussagen“. Mit den Referaten über die „Schechina“, der mit dem Volk Israel „wandernden Gegenwart des Ewigen“, und über „den Einen und sich ausfaltenden Gott“, wie er in der Kabbala dargestellt wird, zog Thoma einen Bogen hin zum christlichen Trinitätsverständnis. Die schon im frühen Judentum geglaubte „Hineinnahme in Gott“ vor allem in bezug auf die jüdischen Märtyrer ist eine der frühesten Ausdrucksformen des biblisch belegten jüdischen Auferstehungsglaubens. Als weitere thematische Gegenüberstellung der vielfältigen Formen der Anwesenheit Gottes behandelt Thoma einerseits das Thema der Präsenz Gottes in der „Eucharistie“ (Johannesevangelium) und andererseits Seine Präsenz als „Wort und Geist Gottes im Judentum“.

Der evangelische Exeget und Theologe *Klaus Wengst* erörterte die problembehaftete komplexe Thematik des „Verhältnisses von Christen und Juden in trinitarischer Perspektive“ und des „Gottesverständnisses im Johannesevangelium“. H. H. Henrix (Katholische Akademie Aachen) näherte sich der Streitfrage „Trinität und Eingottglaube“ aus philosophischer Sicht mit dem Thema „Gottes Geist – Bejahung des Anderen. Pneumatologische Erwägungen im Gespräch mit jüdischem Verständnis“. In einem weiteren Referat zeichnete er frühkirchliche Auseinandersetzungen über die Göttlichkeit und Menschenverbundenheit des einen Gottes nach. Henrix leitete als Moderator alle Diskussionen in kluger und besänftigender Weise.

Durch die unvorhergesehene Verhinderung des jüdischen Referenten, Rabbiner Dr. Marcus van Loopik (Hilversum), wurde die Tagung weitgehend zu einer sehr energisch und polemisch geführten innerchristlichen Auseinandersetzung. Besonders evangelische Teilnehmer forderten, den christlichen Dreifaltigkeitsglauben zu revidieren. Jesus sei als beispielhafter und vorbildlicher Jude zu werten, aber nicht als personale Göttlichkeit. Dem wurde gegenübergestellt, daß der Dreifaltigkeitsglaube in den neutestamentlichen Schriften, vor allem aber im Johannesevangelium und in den

Paulusbriefen, deutlich und unverwischbar verankert ist. Thoma wies wiederholt mit Nachdruck darauf hin, daß auch im Judentum der Eine Gott Israels in mehrfaltiger Ausprägung (Emanation) als gleichzeitig an allen Orten und in allen israelitischen Seelen anwesend und in den Menschen wirkend verehrt und gepriesen wird. Zwar könne das jüdische Volk Jesus nicht mit Verehrung gegenüberstehen. Aber die kabbalistische Idee der Mehrfaltigkeit (insbesondere der Zehnfaltigkeit) des Einen Gottes bilde eine gewisse strukturelle Verwandtschaft mit dem christlichen Glauben an den dreifaltigen Gott. Gott, der Ewige, schuf Himmel, Erde und die Menschheit durch Sein Wort (memra) und mit Seinem lebendigen Geist. Er wird auch die Verwandlung allen Lebens und aller Welt ins Endreich Gottes durch Sein Wort – das stets besonders in der Tora gegenwärtig ist – und durch Seinen Geist vornehmen. Der christliche Glaube an den dreifaltigen Gott darf und wird den Glauben an den Einen Gott nicht verdunkeln. Dies ist die entscheidende Erkenntnis, die das Schreiben der jüdischen Gelehrten im September 2000 allen Christen erneut eingeprägt hat.

Edna Brocke (Essen), die für den verhinderten jüdischen Referenten einsprang, führte kurz, aber aufschlußreich in die Bedeutung des (bevorstehenden) Festes Tischa-be-Av (am neunten Tag im Monat Av/August) ein, an dem das jüdische Volk die Zerstörung sowohl des Ersten als auch des Zweiten Tempels betrauert. Beeindruckend waren auch ihre Informationen aus erster Hand über die Situation in Israel. Elisabeth Weidinger

25 Jahre biblische Lernwochen in Denkendorf

Unter den mannigfachen Versuchen, die in Deutschland im Sinne deutsch-jüdischer Verständigung und des Gesprächs zwischen Christen und Juden mit unterschiedlichem Erfolg teils sporadisch, teils permanent, gefördert werden, nimmt die vor 25 Jahren in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Landeskirche Württemberg gegründete Fortbildungsstätte für Laien und Theologen im Kloster Denkendorf bei Esslingen am Neckar eine besondere Stellung ein.

Zu Beginn der 25. Tora-Lernwoche (27. Juli 2003), an der 12 Lehrer aus Israel mit 50 deutschen „Schülern“ ausgewählte Stellen aus dem Buch „Dewarim“ (5. Buch Mose/Dtn) mit traditionellen und neuzeitlichen Kommentaren (von Raschi bis Benno Jacob) „lernten“, fand im Reuchlinsaal des

ehemaligen Klostergebäudes eine Jubiläumsfeier statt. In diesem Saal halten die jüdischen Lehrer zweimal täglich Gottesdienst. Am Freitagabend und an den Schabbatgebeten nehmen regelmäßig alle christlichen Kursteilnehmer sowie das Personal der Fortbildungsstätte daran teil.

Der Gründer und langjährige spiritus rector des Projekts, *Hartmut Metzger*, Tübingen, legte in seiner Festrede den Geist und die Zielsetzung der Lernwochen dar: „Das Erschrecken über die christliche Mitschuld an der Schoa stand am Anfang des christlich-jüdischen Gesprächs, wie es sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Naziherrschaft entwickelt hat. Aber die antijüdischen Klischees waren damit noch keineswegs verschwunden. Darum konnte ein echter Neuanfang im Verhältnis von Christen und Juden nur gelingen, wenn die Gemeinden – und nicht nur Theologen und Experten – am Dialog beteiligt wurden.

Die württembergische kirchliche Landschaft ist vom Pietismus geprägt. Ein Merkmal dafür ist, daß die Bibel als Wort Gottes eine zentrale Bedeutung für Glauben und Leben der Christen hat. Wir wußten, daß eine überzeugende, lebensnahe Auslegung der Schrift in unseren Gemeinden Interesse und innere Beteiligung wecken würde. Es gab also eine Brücke zwischen Juden und Christen, die eine echte Begegnung herbeiführen und eine tragfähige Verbindung schaffen könnte.

Bei gesetzestreuen Juden steht die Tora im Mittelpunkt. Ihr ganzes Leben wird von der Lehre geprägt. Diese Anhänglichkeit hat das jüdische Volk auch während seiner langen Verfolgungsgeschichte in christlichen Ländern bewahrt. Das Beste, was Christen und christliche Gemeinden erleben können, ist, dem Judentum in seiner Bindung an die Tora zu begegnen.“

Das besondere an den Lernwochen, so *Michael Volkmann*, Leiter der Bildungsstätte, ist, daß es H. Metzger gelungen war, in Israel toratreue Lehrer zu gewinnen, die zum Lernen mit Christen in Deutschland bereit waren. Seither werden drei unterschiedliche Varianten im Drei-Jahres-Rhythmus wiederholt. Auf die erste Lernwoche in der Fortbildungsstätte folgt eine ebenso intensive Lernwoche in Israel (Schawei Zion, Kibbuz Lavi) mit anschließender Rundreise. Im dritten Jahr gehen die jüdischen Lehrer in württembergische Kirchengemeinden, wo sie an fünf aufeinanderfolgenden Abenden lehren. An der ersten und zweiten Variante können jeweils vierzig bis fünfzig Personen teilnehmen. An der dritten Variante beteiligten sich im Juli 2002 über 600 Menschen in 18 Kirchengemeinden. Die Schabbate vor und nach den Lernwochen feiern die Lehrer zusammen im Kloster Denkendorf. Sie bilden einen Minjan und erhalten eine Torarolle aus der benachbar-

ten Stuttgarter Gemeinde geliehen. Die Synode der Evangelischen Landeskirche in Württemberg hat in ihrem Beschluß über das Verhältnis von Christen und Juden im April 2000 erklärt: „*Wir wollen als Kirche lernen, um unserer Identität willen auf das Judentum zu hören. In Denkendorf ist dies bereits seit langem Realität. Zusammen mit anderen im christlich-jüdischen Gespräch Engagierten soll dies in unserer Kirche zur Selbstverständlichkeit werden. [...] Denn von Zion geht die Lehre aus, und das Wort Gottes von Jerusalem*“.

Abraham Frank, Jerusalem

Zehn Jahre Forum „Deutsch-Jüdischer Dialog“ – eine Bilanz

Seit 1992 bringt das Forum „Deutsch-Jüdischer Dialog“ der Bertelsmannstiftung weltweit führende Persönlichkeiten des jüdischen Lebens und Vertreter der deutschen Politik, Kultur und Medien ein oder zweimal pro Jahr zu einem informellen Gespräch in Deutschland zusammen. Jenseits der Medienöffentlichkeit erhalten jeweils 30-40 Teilnehmer die Möglichkeit, sich über zahlreiche Themen zwischen Deutschen und Juden zu verständigen. Die Bilanz zeigt, daß dieses Angebot insbesondere von Vertretern aus dem anglo-amerikanischen Raum und aus Israel ein sehr positives Echo gefunden hat. Der österreichische Emigrant *Lord Weidenfeld of Chelsea* (London), Initiator des Dialogforums, hat sein „Leben lang die jüdische Sache und Israel unterstützt“ und auch den Wandel in Deutschland hin zu einer funktionierenden Demokratie verfolgt. Nun sei es die Aufgabe Deutschlands, sich für das Wohlergehen und die Sicherheit Israels einzusetzen. Tiefgreifende Mißverständnisse, so Lord Weidenfeld, kennzeichneten das Verhältnis zu Deutschland. Das Forum sollte dazu beitragen, Wissenslücken zu schließen und den „anderen“ Umgang einer jüngeren Generation von Deutschen mit Nationalsozialismus und dem jüdischen Erbe zu zeigen. Beim letzten Treffen (Berlin, Februar 2003) wies *Dan Diner* (Jerusalem/Leipzig) auf die aktuelle Tendenz des „in Deutschland anzutreffenden Gedächtnisses“ hin: eine Opferrolle der Deutschen zu evozieren – durch die Betonung der Leiden während des Bombenkrieges, der Flucht und Vertreibung. Rabbiner *Adin Steinsaltz* (Jerusalem), der sich mit Blick auf die Schoa in klaren Worten gegen jede Sakralisierung aussprach, sieht auch keinen Nutzen in Entschuldigungsritualen. Es müsse die Aufgabe Deutschlands sein, „um seiner selbst willen, um Europas willen und um der Christenheit

willen“, zu fragen: „Wie konnte es geschehen?“ *Craig Kennedy* (Washington) stellte fest, in der Frage des Nahostkonflikts würden die Europäer viel stärker zu einer Verurteilung Israels als Aggressor neigen als die USA. Auch werde die Bedrohung Israels durch seine arabischen Nachbarn in Deutschland nicht in die Analysen mit einbezogen.

Andreas Disselnkötter, Bochum

(Für weitere Informationen: stephan.vopel@bertelsmann.de)

In memoriam

Martin Cunz (1944–2003)

Bis zu seinem leidvollen Lebensende am 29. August 2003 war Dr. Martin Cunz ein ideenreicher und arbeitsamer Vertreter des christlich-jüdischen Dialogs in der Schweiz. Am 8. März 1944 in St. Gallen in einer Arztfamilie geboren, studierte er ab dem 22. Lebensjahr in Basel, Göttingen, Berlin und Zürich evangelische Theologie und wirkte dann an mehreren Orten der Schweiz – u. a. in Lugano und in Zürich – als evangelischer Pfarrer. Bald nach Abschluß seines Theologiestudiums begann er mit dem Studium der Judaistik, veröffentlichte Beiträge zur jüdisch-christlichen Versöhnungsarbeit und engagierte sich gleichzeitig aktiv in religiös-sozialen Einrichtungen. Ab 1990 gab er als Redakteur die Zeitschrift „Freund Israels“ der „Stiftung für Kirche und Judentum (SKJ)“ heraus. 1996 war die Verbreitung dieser Zeitschrift so zusammengeschrumpft, daß sich Martin Cunz entschloß, eine neue Zeitschrift zu gründen. Sie sollte bessere pädagogisch-praktische Grundlagen zur Vermeidung von Antisemitismus und für die Weiterbildung besonders junger Menschen über das jüdische Volk, seine Geschichte und seine Religion vermitteln. Er nannte die neugeborene Zeitschrift „LAMED“, d. h. „Lernen“. Martin Cunz hatte erkannt, daß „Lernen“ ein Grundzug jüdischer Religion, Kultur und Geschichte ist, und daß auch die Christen heute zu einem notwendigen Lernprozeß herausgefordert sind, damit friedliche und respektvolle Kommunikation zwischen Juden und Nichtjuden zum Aufleuchten gebracht werden kann. „LAMED“